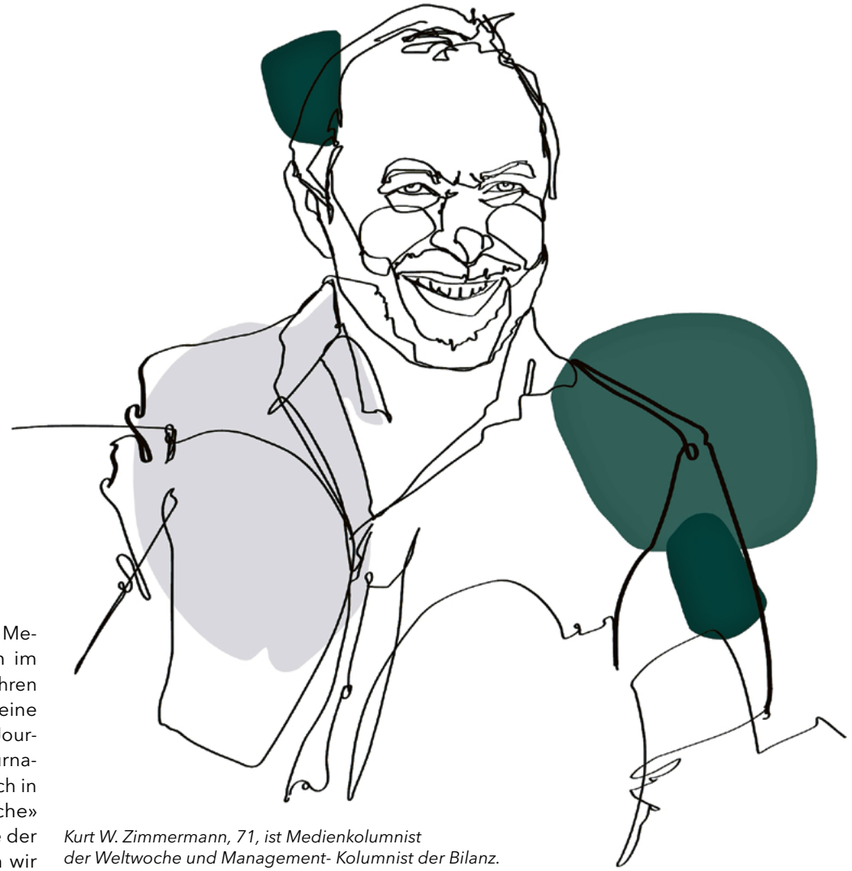
Die «guten alten Zeiten»

War wirklich früher alles besser? Konnten sich Journalist:innen mehr ausleben? Die Antworten, die wir von sechs ehemaligen, aber auch noch aktiven Mitgliedern der schreibenden Zunft erhalten haben, könnten kontroverser nicht sein. Die Texte sind subjektiv und ungefiltert.

Von: **Mark Baer**

«Viele Journalisten sind zu Aktivisten geworden.»



Kurt W. Zimmermann, 71, ist Medienkolumnist der Weltwoche und Management- Kolumnist der Bilanz.

Seit 45 Jahren bin ich in der Medienbranche. Was hat sich im Journalismus in diesen 45 Jahren verändert? Es ist vor allem eine Veränderung, die mir auffällt. Viele Journalisten sind in dieser Zeit von Journalisten zu Aktivisten geworden. Als ich in den Siebzigern bei der «Weltwoche» begann und später bei Blättern wie der «Sonntagszeitung» war, da waren wir Journalisten nur an heissen Storys interessiert. Es war uns egal, ob die Story einen SVP-Bundesrat wie Rudolf Gnägi oder einen SP-Bundesrat wie Moritz Leuenberger attackierte. Hauptsache, die Story gab zu reden. Ich habe dann die Seite gewechselt und habe 20 Jahre lang in der Schweiz und in Deutschland als Medienmanager gearbeitet.

Als ich danach wieder in den Journalismus zurückkehrte, als Kolumnist der «Weltwoche» und der «Bilanz», traf ich eine stark veränderte Journalistenszene an. Die Journalisten waren nun nicht mehr an einer heissen Story interessiert, sondern an der politisch korrekten Story. Korrekt war die Story dann, wenn sie in die linksgrüne Haltung passte, zu der sich mittlerweile 70 Prozent der Journalisten bekannten. Nicht primär journalistische, sondern primär politische Kriterien zählen heute. Es geht stramm gegen die Gegner von rechts, die linken Freunde aber schont man. Ein SVP-Bundesrat wie Ueli Maurer stand unter Dauerkritik, auch wenn er in der Finanzpolitik goldrichtig lag und sich keine privaten Fehltritte erlaubte. Ein SP-Bundesrat wie Alain Berset wurde auf Händen getragen, auch wenn er bei Corona das eigene Volk belog und von Frauenaffäre zu Frauenaffäre taumelte.

Fazit von 45 Jahren. Aus vielen Journalisten sind Ideologen geworden.

Ich denke, der Trend wird sich noch verschärfen. Die meisten dieser jungen Journalisten, die nun von unseren indoktrinierten Universitäten kommen, sind «woke» bis in die Knochen. Von denen kann man sicher einiges erwarten, aber mit Sicherheit keinen kritischen Journalismus im klassischen Sinn. No way back.

«Die Journalisten sind nicht mehr an einer heissen Story interessiert, sondern an der politisch korrekten Story.»

Illustrationen: fiverr.com/ art_cofam

Esther Girsberger, 61, ist promovierte Juristin, Ombudsfrau der SRG Deutschschweiz und Unternehmerin.

Eingestiegen in den Journalismus bin ich 1990 als Volontärin bei der NZZ. Obwohl das Volontariat auf drei Monate begrenzt war, blieb ich dann gleich bei der «Alten Tante». Da ich gut Italienisch spreche und als Amateurgeigerin kulturell sehr interessiert bin, fragte mich der damalige Chefredaktor Hugo Bütler, ein grosser Italianità-Fan, ob ich nicht den Korrespondentenposten in der italienischen Schweiz übernehmen wolle. Was ich dann auch tat. Nach meiner Rückkehr in die Zentrale und ins Inlandressort verärgerte ich dann allerdings den Chefredaktor ein wenig: Ich hatte nämlich den Primeur, dass Ruth Dreifuss von der SP als Bundesratskandidatin nominiert wurde. Dies, anstelle der nichtgewählten Christiane Brunner und des die Wahl nicht annehmenden Francis Matthey. Für eine dem Freisinn nahestehende Zeitung gebührte es sich damals nicht, einen Primeur zur SP zu haben. Ich erinnere mich gerne an die Zeiten bei der NZZ, wo die Layouter noch mit Fäden arbeiteten, um die Länge des Beitrags abzumessen. Heute unvorstellbar.

Es gibt aber auch Dinge, die früher besser waren. So bedaure ich unter anderem, dass Journalist:innen heute weniger das Telefon zur Hand beziehungsweise ans Ohr nehmen und ihre Quellen immer seltener persönlich treffen: «Live»-Recherchegespräche mit einzelnen Protagonist:innen sind zulasten der Online-Recherche stark zurückgegangen. Zudem müssen Medienschaffende heutzutage noch differenzierter mit der stärkeren Polarisierung umgehen können. Wie die Schweizer Medienlandschaft in zehn Jahren aussehen wird? Schwierig zu sagen. Aber meiner Meinung nach eher papierlos.

« Ich erinnere mich gerne an die Zeiten bei der NZZ, wo die Layouter noch mit Fäden arbeiteten, um die Länge des Beitrags abzumessen. Heute unvorstellbar.»

«Live»-Recherchegespräche mit einzelnen Protagonist:innen sind zulasten der Online-Recherche stark zurückgegangen.»

Nach der Matura habe ich ein Praktikum beim «Muttenzer und Prattler Anzeiger» gemacht. Das war die Lokalzeitung in der Gemeinde, in der ich aufgewachsen bin. Wenn ich nach meinem grössten journalistischen Coup gefragt werde, fällt es mir schwer, eine Antwort darauf zu geben. Ich finde es auch nicht so wichtig. Guter Journalismus ist häufig Teamarbeit. Ganz grundsätzlich glaube ich, dass es unserer Branche guttun würde, wenn sich alle etwas weniger wichtig nehmen würden.

In den vergangenen Jahren hat sich der Journalismus vor allem durch die Digitalisierung und die Onlinemedien stark verändert. Durch diesen digitalen Wandel ist Journalismus hintergründiger und oft auch viel besser geworden. Um sich vom schnellen News-Geschäft abzugrenzen, müssen Medien vermehrt einordnen, recherchieren und auf Erzählformen achten. Das geht in der ganzen Fake-News-Debatte und auch in der berechtigten Medienkritik oft unter. Es gibt aber auch negative Aspekte des Onlineeinflusses auf unsere Branche: Die Ansprüche sind hoch, während die Einnahmen sinken. Immer weniger Leute sind bereit, für Qualitätsjournalismus zu bezahlen.

Die Pandemie hat gezeigt, wie relevant guter Wissensjournalismus ist (dasselbe gilt für die Klimakrise). Aus journalistischer Sicht hat die Pandemie einen Trend verstärkt: Wir leben im Zeitalter der globalen, alles dominierenden Megathemen: Nach Corona folgte der Ukraine-Krieg, danach die Energiekrise. In solchen Zeiten zählt gutes Handwerk. Am Ende ist eine gute Geschichte eine gute Geschichte. Egal, auf welchem Kanal sie erzählt wird.

«Um sich vom schnellen News-Geschäft abzugrenzen, müssen Medien vermehrt einordnen, recherchieren und auf Erzählformen achten.»

Anja Burri, 40, ist Ressortleiterin Inland und stv. Chefredaktorin der NZZ am Sonntag.

«Am Ende ist eine gute Geschichte eine gute Geschichte. Egal, auf welchem Kanal sie erzählt wird.»

Fachjournalist:innen sind vom Aussterben bedroht. Warum? Weil der Medienwandel die Art und Weise, wie Informationen hergestellt werden, umstülpt. Die digitalen Techniken erzwingen eine ausgefeilte Arbeitsteilung. Redaktor:innen mit hoher Sachkompetenz hatten früher einen prägenden Einfluss auf das, was das Publikum zu lesen, zu sehen und zu hören bekam. Ihre Macht schrumpft in dem Masse, wie sich die Informationsvermittler:innen zu multimedialen Betrieben entwickeln, deren Apparate rund um die Uhr rattern. Das sprengt die Kapazität des einzelnen Facharbeitenden. Erforderlich ist nun eine hohe Ausdifferenzierung der redaktionellen Funktionen und gleichzeitig eine verstärkte Kooperation im Hinblick auf die zahlreichen Verbreitungskanäle.

Entsprechend komplex sind die Organigramme heutiger Redaktionen. Der Sachjournalist schrumpft zum Rädchen im grossen Getriebe. Die neuen Strukturen verstärken zudem die Hierarchien. Der Nachrichtenprozess wird weniger von unten und mehr von oben gesteuert. Die Chefs dirigieren die Grossorchester. Die Stimme des allenfalls knorrigen, aber kundigen Experten wird leiser. Weltanschauliche und kommerzielle Faktoren erhalten mehr Gewicht.

Heutige News-Apparate liefern dem Publikum Produkte, welche im Vergleich zu früher kundenfreundlicher gestaltet sind. Die Redaktionen steigerten ihre Vermittlungskompetenz. Zulasten der Sachkompetenz. Um ein knackiges Wortungetüm des Philosophen Odo Marquard zu zitieren: Die Medien optimieren ihre Inkompetenzkompensationskompetenz. Es war ein grosses Privileg, dass ich in meiner Berufskarriere – vor allem als Medienredaktor bei der NZZ – Sachwissen auftürmen konnte. Aber vorbei ist vorbei.

«Der Sachjournalist schrumpft zum Rädchen im grossen Getriebe. Die neuen Strukturen verstärken zudem die Hierarchien.»

Rainer Stadler, 64, Journalist und Autor für das Online-Magazin «Infosperber».

«Es war ein grosses Privileg, dass ich in meiner Berufskarriere, vor allem als Medienredaktor bei der NZZ, Sachwissen auftürmen konnte. Aber vorbei ist vorbei.»

Arthur Rutishauser, 57, Chefredaktor Tamedia / «Sonntags-Zeitung».

Meine ersten Sporen habe ich mir im Jahr 1995 in Zürich bei der Handelszeitung abverdient. In den Jahren danach konnte ich viele Primeurs über die Swissair, UBS, BVK, Raiffeisen und CS realisieren. Als einzelne Geschichte erinnere ich mich gut daran, als ich enthüllte, dass Mario Corti bei der Swissair eine 12-Millionen-Vorabzahlung erhielt. Wenn es um Dinge geht, die es heute in unserem Beruf gar nicht mehr gibt, kommt mir in den Sinn, wie sich früher im Print alles auf die Darstellung ausrichtete.

Wenn es um Veränderungen im Journalismus geht, ist es sicher die Ausrichtung auf die Nutzer (Klicks, Minutes usw.), welche die Art der Berichterstattung in den vergangenen Jahren stark verändert hat. Das erachte ich als eine positive Veränderung. Mit der Pandemie ist das Homeoffice sehr wichtig geworden. Das hat positive und negative Seiten. Wenn es darum geht, was wir aus der Vergangenheit für die Zukunft mitnehmen können, ist es die Neugierde. Sie ist für Journalist:innen essenziell.

«Ich erinnere mich gut daran, als ich enthüllte, dass Mario Corti bei der Swissair eine 12-Millionen-Vorabzahlung erhielt.»

«Was wir aus der Vergangenheit für die Zukunft mitnehmen können, ist die Neugierde. Sie ist für Journalist:innen essenziell.»

Wie die Schweizer Medienlandschaft in zehn Jahren ausschaut, weiss ich nicht. Wahrscheinlich wird SRF in Zukunft noch stärker als jetzt, weil sie aus den Zwangsgebühren ihre Gratisplattform finanzieren können. Das widerspricht zwar allen Vorgaben, aber niemand macht etwas dagegen.

«Wir Medien sind immer noch daran, uns neu zu orientieren – wir müssen ein neues digitales Geschäftsmodell finden.»

Isabelle Jacobi, 53, Chefredaktorin «Der Bund».

Meine ersten Gehversuche im Journalismus machte ich als Praktikantin im Auslandressort von «Der Bund» anno 1988. Zehn Jahre später stieg ich als Redaktorin bei SRF 2 Kultur oder DRS 2, wie der Radiosender damals hiess. Ans Zigarettenrauchen im Radiostudio kann ich mich noch gut erinnern.

Die Berichterstattung der chaotischen US-Präsidentschaftswahl 2020 bis und mit der Erstürmung des Kapitols am 6. Januar war eine unglaublich spannende Aufgabe, als ich noch als USA-Korrespondentin für SRF tätig war. Damals kippte die US-Demokratie fast um und ich stand mitten in der Weltgeschichte.

Das Smartphone brachte eine Revolution im Mediennutzungsverhalten. Wir Medien sind immer noch daran, uns neu zu orientieren – wir müssen ein neues digitales Geschäftsmodell finden. Die digitalen Möglichkeiten sind unermesslich. Podcasts, Newsletter, Social Media in allen Formen sind eine echte Bereicherung. Die bespielbaren medialen Kanäle haben sich für uns Medienhäuser multipliziert. Früher war der «Bund» eine Zeitung, jetzt eine Zeitung, ein Webportal, mehrere Newsletter, und der Titel ist auf mehreren Social-Media-Kanälen präsent. Das ist eine Herausforderung!

An der journalistischen Ethik hat sich eigentlich nichts verändert. Es gelten dieselben Grundregeln. Das Zwei-Quellen-Prinzip, das beste Argument gelten zu lassen, Sachgerechtigkeit etc. Und Unabhängigkeit als oberstes Prinzip. Daran hat sich nichts geändert.

Niemand weiss, wie es den Bezahlmedien in zehn Jahren gehen wird. Ich bin aber optimistisch, dass die Menschen aus vertrauenswürdigen Quellen informiert sein wollen. Im Zeitalter von Deep Fakes und grassierender Propaganda braucht es Medien, die seriös informieren und sauber analysieren.

«Früher war der ‹Bund› eine Zeitung, jetzt haben sich die bespielbaren medialen Kanäle für uns Medienhäuser multipliziert.»